

Claudia Steckelberg

Zwischen Ausschluss und Anerkennung

Claudia Steckelberg

Zwischen Ausschluss und Anerkennung

Lebenswelten wohnungsloser
Mädchen und junger Frauen



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Diese Arbeit wurde als Dissertation vom Fachbereich Erziehungs- und Kulturwissenschaften
an der Universität Osnabrück angenommen.

1. Auflage 2010

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2010

Lektorat: Katrin Emmerich / Sabine Schöller

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist Teil der Fachverlagsgruppe
Springer Science+Business Media.

www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbeson-
dere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Ein-
speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem
Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche
Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten
wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg
Druck und buchbinderische Verarbeitung: Rosch-Buch, Scheßlitz
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany

ISBN 978-3-531-17064-0

Inhalt

1. Einleitung oder:	
„Da haben Sie sich ja ganz schön was vorgenommen!“	9
2. Wohnungslose Mädchen und junge Frauen	
– eine Standortbestimmung	17
2.1 Sind es Straßenkinder?	
Aspekte des Fachdiskurses aus Jugendhilfe und Jugendforschung	18
2.2 Zwischen „Straßenkindern“ und „Pennern“	
– Wohnungslose Jugendliche und junge Erwachsene	21
2.3 Überall und nirgendwo	
– Straße als räumliche und soziale Metapher	24
2.4 Mädchen und Frauen als Sonderfall?	
Wohnungslosigkeit und Geschlecht	26
3. Theoretische und methodologische Grundlagen	29
3.1 Lebenswelt als Fachbegriff in der Sozialen Arbeit	30
3.1.1 Lebenswelt als Schnittstelle zwischen Subjektivem und Objektivem	33
3.1.2 Pragmatisches Motiv und Lebensbewältigung	34
3.1.3 Lebenswelt als normativ-kritisches Konzept	36
3.2 Methodologische Grundlagen	37
3.2.1 Zur erkenntnistheoretischen Relevanz von Erfahrungen	37
3.2.2 Das Konzept des Verdeckungszusammenhangs	41
3.2.3 Konfliktorientierung	42
3.3 Perspektiven auf Geschlecht	44
4. Methodische Vorgehensweise	49
4.1 Methodische Vorarbeiten und Feldzugang	50
4.1.1 Methode und Fragestellung	50
4.1.2 Planung des Feldzugangs	52
4.1.3 Feldzugang	55
4.2 Rahmenbedingungen der Interviewführung	58
4.2.1 Räumliche, zeitliche und soziale Voraussetzungen	59
4.2.2 Schwierigkeiten im Feld	60
4.3 Interviewform und Interviewführung	62
4.4 Das erhobene Material und die Auswertung	65

5. Fallbeschreibungen	73
5.1 Umfassende Fallbeschreibungen.....	75
5.1.1 Lisa, 19 Jahre: „Man denkt dann auch immer, ha, ich will leben, aber das ist ja kein Leben eigentlich so auf der Straße.“.....	75
5.1.2 Nadine, 21 Jahre: „Und dann, irgendwie war auf einmal alles weg.“.....	98
5.1.3 Lele, 16 Jahre: „Ich kann nur sagen, das was ich so mitkriege, weil wirklich drin hänge ich ja nicht.“.....	111
5.1.4 Sam, 20 Jahre: „Es ist auf jeden Fall kein Abenteuer, das braucht man gar nicht zu glauben.“.....	124
5.2 Fokussierte Fallbeschreibungen.....	141
5.2.1 Hanna, 22 Jahre: „Irgendwie ein komisches Gefühl, alles noch mal zu erzählen.“.....	141
5.2.2 Jule, 18 Jahre: „Wirklich interessiert hat es ja auch keinen, was mit mir passiert so.“.....	149
5.2.3 Ela, 23 Jahre: „Ich werde irgendwann für immer daheim bleiben.“.....	155
5.2.4 Petra, 20 Jahre: „Ich würde mal ganz gerne so irgendwie auf der Bühne stehen.“.....	162
5.2.5 Katrin, 18 Jahre: „Ich hatte eigentlich nie so n festes Zuhause. Will ich auch gar nicht.“.....	168
5.2.6 Jasmin, 19 Jahre: „Ist eigentlich ganz easy gewesen mein Leben.“.....	174
5.2.7 Anja, 18 Jahre: „Ich ja hab immer gesagt, ich wünsche meinem Kind nie so was, ich wünsche meinem Kind ne Zukunft.“.....	180
6. „Und seitdem bin ich ganz draußen ...“	
– Orientierungen wohnungsloser Mädchen und junger Frauen	189
6.1 Anerkannte Räume.....	190
6.2 Verlust von Normalität und Ausschluss aus anerkannten Räumen.....	192
6.2.1 Zugang zu anerkannten Räumen.....	196
6.2.2 Normalisierung nicht anerkannter Räume.....	200
6.3 Gewaltverhältnisse.....	204
6.3.1 Gewaltverhältnisse im Herkunftsmilieu.....	206
6.3.2 Gewalterfahrungen während der Wohnungslosigkeit.....	212
6.4 Orientierungen im Geschlechterverhältnis.....	216
6.4.1 „Guck, dass du ganz schnell Land gewinnst!“ – Eigenständigkeit und Unabhängigkeit.....	217
6.4.2 Gleichberechtigt und gewaltfrei? – Teilhabe an heterosexueller Normalität.....	219

7. Lebenswelten weiterdenken:	
Konsequenzen für die Soziale Arbeit	225
7.1 Verbindungslinien lebensweltorientierter Forschungs- und Beratungsarbeit.....	226
7.2 Normalität – Zugehörigkeit – Integration.....	228
7.3 Bildungs- und Kulturarbeit als Überlebenshilfen im Kontext niedrigschwelliger Arbeit.....	231
7.4 Ausblick.....	233
Literatur	235
Anhang: Transkriptionszeichen	243

1. Einleitung oder: „Da haben Sie sich ja ganz schön was vorgenommen!“

„Da haben Sie sich ja ganz schön was vorgenommen!“, lautete der Kommentar einer Besucherin im Mädchencafé¹ in A-stadt, nachdem ich ihr mein Forschungsvorhaben erklärt hatte. Ich musste an diese Unterhaltung im Laufe der Arbeit an der vorliegenden Untersuchung häufiger denken und sie war Anlass für mich zu reflektieren, was ich mir eigentlich vorgenommen hatte und wie ich dazu gekommen war, die Lebenswelten von Mädchen und jungen Frauen auf der Straße erforschen zu wollen.

Das Leben auf der Straße ist ein Handlungsfeld Sozialer Arbeit, in dem ich mehrere Jahre als Sozialarbeiterin beschäftigt und „unterwegs“ war. Insofern liegt das Interesse an der Zielgruppe und dem Lebensort Straße in meiner Berufserfahrung in der Praxis Sozialer Arbeit begründet.

Von außen betrachtet scheint das Leben auf der Straße seinen eigenen Regeln zu folgen und eine fremde Kultur hervorzubringen. Es wird mit sozialem Abstieg, Drogenkonsum und Prostitution assoziiert, mit dem Hauch einer abenteuerlichen, schwer durchschaubaren Welt jenseits des normalen Alltags. Das Leben auf der Straße wird auch als Leben am Rand der Gesellschaft bezeichnet. Der Blick auf diesen Randbereich und die dort verorteten Menschen ist vielfach, wie beispielsweise in Berichterstattungen der Medien deutlich wird, mit einer Mischung aus Abwehr, Faszination, Hilflosigkeit und gut gemeinten Ratschlägen verbunden.

SozialarbeiterInnen, die mit Zielgruppen auf der Straße arbeiten, sei es in der Wohnungslosen- oder Drogenhilfe, der mobilen Jugendarbeit oder der Unterstützung von Prostituierten, werden durch ihren Zugang zu den sozialen Räumen jenseits der guten Gesellschaft häufig als ExpertInnen für die als fremd geltenden Lebenswelten ihrer AdressatInnen angesehen und als solche von Institutionen, interessierten Einzelpersonen und den Medien angefragt. Einerseits bietet sich damit die Chance einer Vermittlung zwischen unterschiedlichen Lebenswelten, die als Lobbyarbeit im Interesse der betreffenden marginalisierten Gruppen genutzt werden kann.

1 Das Mädchencafé ist eine niedrigschwellige Tageseinrichtung für wohnungslose Mädchen und junge Frauen.

Andererseits jedoch wird dabei ein verkürztes Verständnis von Lebenswelt transportiert. Denn es geht um die Beschreibung der Aufenthaltsorte, sozialen Kontakte, Gewohnheiten und Meinungen der AdressatInnen aus der Außenperspektive der professionell Helfenden. Dieses Verständnis von Lebenswelt erwies sich für mich in der Praxis Sozialer Arbeit als unbefriedigend, weil mir die Orientierungen und Sichtweisen der AdressatInnen, ihre Verhaltensweisen und ihr Handeln trotzdem letztlich unverständlich und damit vermeintlich fremd blieben. Der Anspruch, der mit dem Fachbegriff der Lebensweltorientierung verbunden wird, nämlich die Perspektiven der Betroffenen zum Ausgangspunkt des Handelns zu nehmen und eben nicht primär die Vorstellungen und Erwartungen der helfenden Institutionen, kann so nicht umgesetzt werden.

Als Sozialarbeiterin und Wissenschaftlerin war (und bin) ich auf der Suche nach theoretischen Grundlagen und Voraussetzungen für einen herrschafts- und hierarchiekritischen Ansatz in der Sozialen Arbeit. Ein solcher Ansatz sollte eine effektive Einzelfallhilfe ermöglichen und gleichzeitig im Sinne von nachhaltigen Wirkungen seines Handelns gesellschaftspolitische Strukturen als Bedingungen individueller Lebenslagen und Benachteiligungen kritisch im Blick und deren Beeinflussung zum Ziel haben.

Betrachtet man das theoretische Konzept von Lebenswelt und Lebensweltorientierung in der Sozialpädagogik mit seinen philosophischen und sozialwissenschaftlichen Bezügen jenseits der oben beschriebenen, in der Praxis und praxisnahen Forschung häufig vorkommenden Verkürzung, wird dessen Akzentuierung auf die Verbindungen zwischen subjektiven Deutungs- und Handlungsmustern und gesellschaftlichen Strukturen auf unterschiedlichen Ebenen deutlich. Dieser Ansatz bildet eine theoretische Klammer mit emanzipatorisch-kritischem Potenzial, der sich durch einen konsequenten Erfahrungsbezug auszeichnet und damit die Sichtweisen derer in den Mittelpunkt stellt, deren Meinungen allgemein wenig beachtet werden. Gleichzeitig wird dabei die untrennbare Verbindung und Wechselwirkung dieser Erfahrungen und Sichtweisen mit gesellschaftspolitischen Verhältnissen in den Blick genommen.

Das Interesse an den Lebenswelten auf der Straße und damit an den Lebenswelten der in dieser Arbeit beforschten wohnungslosen Mädchen und jungen Frauen liegt auch in der pädagogischen Fachwelt vor allem in der Motivation begründet, die genannten marginalisierten Gruppen in eine sesshafte gesellschaftliche Normalität zu (re-)integrieren. Um das emanzipatorisch-kritische Potenzial nutzen zu können, dürfen sich Analysen von Lebenswelt nicht auf eine deskriptive Außensicht beschränken, die orientiert ist auf die Nutzbarmachung der Informationen für pädagogische Prävention und Intervention. Werden Lebenswelten erforscht, sei es in praxisnahen Analysen oder wissenschaftlichen Arbeiten, um mit Hilfe der gewonnenen Informationen bereits

vorher festgelegte pädagogische Ziele umsetzen zu können, verstellt dies den offenen, akzeptierenden und herrschende Hierarchien kritisch reflektierenden Zugang zu den AdressatInnen bzw. den Beforschten.

Eine offene Haltung hingegen bedeutet, den Blick bewusst zu erweitern für das Verstörende, Widersprüchliche, das, was immer wieder übersehen oder auch systematisch verdeckt wird. Zudem bedeutet es, die wohnungslosen Mädchen und jungen Frauen mit ihren Äußerungen ernst zu nehmen, das, was sie sagen, für wahr zu nehmen. Dies ist keine selbstverständliche Einstellung gegenüber Menschen, die zum Teil in existenziellen Notlagen leben, unter Drogeneinfluss stehen oder unter Schlafentzug leiden. Diese Aspekte ihrer Lebenswelten als die Glaubwürdigkeit relativierende, störende und verfälschende Einflüsse bei der Erkenntnisgewinnung einzuschätzen, heißt letztendlich, normalisierende Bedingungen der Wissensproduktion einzusetzen, die den Lebenswelten der Beforschten nicht gerecht werden. Bei einer Zielgruppe, die als besonders im Sinne von abweichend von normalen Lebensverhältnissen gilt, wird häufig angenommen, es bedürfe bezüglich des Fremdverstehens und der Glaubwürdigkeit einer besonderen Herangehensweise. Die besondere methodologische Herausforderung liegt jedoch vielmehr darin, die Wirkungsweisen herrschender Diskurse, die zumeist stereotype Bilder und Meinungen über wohnungslose Mädchen und junge Frauen hervorbringen, als die Forschung (und die Forschenden) beeinflussende Verhältnisse zu reflektieren.

Das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit verlässt die auf die pädagogische bzw. sozialarbeiterische Praxis fokussierte Perspektive und wendet sich mit einer offenen Fragestellung den Lebenswelten der wohnungslosen Mädchen und jungen Frauen zu. Die Forschungsfrage lautet: Welche Erfahrungen und Orientierungen der wohnungslosen Mädchen und jungen Frauen sind konstitutiv für ihre Lebenswelt? Erst auf dieser Grundlage könnte in einem zweiten Schritt diskutiert werden, welche Konsequenzen das so gewonnene Wissen für pädagogisches und auch politisches Handeln mit welchen Zielsetzungen haben kann. Ansätze hierfür werde ich in Kapitel 7 am Schluss der Arbeit skizzieren. Diese Forschungsarbeit hat damit zum einen das Ziel, die Lebenswelten der wohnungslosen Mädchen und jungen Frauen zu erforschen.

Zum anderen werden Methodologie und Methode in der Forschung mit Menschen in prekären Lebenssituationen lebensweltorientiert diskutiert und weiterentwickelt. Das bedeutet vor allem, die im Forschungsprozess wirksamen Hierarchien und Verdeckungen kritisch zu reflektieren, gesellschaftspolitische Verhältnisse einzubeziehen und eine anerkennende Haltung gegenüber den Beforschten zu ermöglichen.

Die geschlechtsspezifische Eingrenzung der Untersuchungsgruppe liegt für mich als Forschende und Sozialarbeiterin mit feministischem Hintergrund nahe.

Dabei geht es mir nicht darum, dem vermeintlich geschlechtsneutralen Phänomen der Wohnungslosigkeit bzw. der Straßenkinder den „Sonderfall“ Mädchen und junge Frauen gegenüberzustellen.

Feministische Untersuchungen über weibliche Adoleszenz, über jugendliche Mädchen und junge Frauen beziehen sich zumeist explizit oder implizit auf so genannte adoleszente Normalbiografien. Insofern legt es diese Arbeit darauf an, das Wissen über die Lebenswelten von Mädchen und jungen Frauen um die Dimension der Lebenslage Wohnungslosigkeit zu ergänzen. Aussagen im fachlichen Diskurs über Mädchen und junge Frauen auf der Straße gehen vielfach davon aus, dass sie im deklassierten Lebensort Straße aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit zusätzlich benachteiligt sind und beschreiben also, wie diese Potenzierung von Benachteiligungsverhältnissen aussieht. Mein Anliegen ist es, den Diskurs von der besonderen Benachteiligung im Rahmen dieses Forschungsprozesses zu verlassen, um mit einer offeneren Fragestellung die Geschlechterkonstruktionen, auf die sich die beforschten Mädchen und Frauen in ihrer Lebenslage Wohnungslosigkeit beziehen, zu rekonstruieren.

Das Thema und die Forschungsfrage dieser Arbeit sind also zum einen aus der Reflexion meiner Berufserfahrung in der Praxis Sozialer Arbeit hervorgegangen, zum anderen aus meiner wissenschaftlichen Beschäftigung mit Theorien Sozialer Arbeit und angrenzender Disziplinen. Dabei handelt es sich um einen zirkulären Prozess, in dem sich Erkenntnisse und Fragen aus den beiden Domänen, der Praxis und der Wissenschaft, gegenseitig in Frage stellen, ergänzen und bereichern. Der Weg zu Thema und Forschungsfrage, der Weg zur Erforschung der Lebenswelten wohnungsloser Mädchen und junger Frauen, verlief damit ähnlich wie der Forschungsprozess selbst. Danach gefragt, ob ich mich zunächst theoretisch informiert habe und derart vorstrukturiert ins Feld gegangen sei oder ob in der Orientierung an einer klassisch qualitativen Vorgehensweise theoretische Bezüge und Erkenntnisse Ergebnisse meiner Feldforschung seien, gerate ich auf der Suche nach einer eindeutigen Antwort ins Stocken. Rückblickend lässt sich der Forschungsprozess, von der Entwicklung der Fragestellung bis zur letzten Korrektur der zu veröffentlichenden Arbeit, als zirkulärer Prozess beschreiben, der manchmal runder, manchmal eher „in Zickzacklinien“ zu verlaufen schien. Die nicht mehr eindeutig zu rekonstruierende Wechselwirkung zwischen Praxis und Wissenschaft Sozialer Arbeit, zwischen Feldforschung und Literaturarbeit und an manchen Stellen zwischen scharfer und klarer Analyse und emotionalem Engagement trägt auch dazu bei, die dichotome Trennung der jeweiligen Bereiche aufzuweichen und damit im Sinne von Erkenntnisgewinnung fruchtbare Verbindungen herzustellen.

Ein Blick ins Inhaltsverzeichnis macht deutlich, dass der Schwerpunkt der vorliegenden Arbeit auf dem qualitativ empirischen Forschungsprozess und den daraus generierten Ergebnissen liegt.

Zunächst werden in Kapitel 2 unter der Überschrift „Wohnungslose Mädchen und junge Frauen – eine Standortbestimmung“ wichtige Begriffe, die die Zielgruppe dieser Untersuchung bezeichnen, mit Bezug auf den Stand der Forschung erörtert. Dabei gehe ich davon aus, dass Begriffe und Bezeichnungen ein gesellschaftliches Phänomen nicht nur benennen, sondern zudem wichtige Bestandteile in der Konstruktion solcher Phänomene sind, und sich in den unterschiedlichen Begriffen (meist implizite) Bewertungen und verschiedene Standorte zeigen. Den Standort oder die Perspektive in Bezug auf die beforschten wohnungslosen Mädchen und jungen Frauen in der vorliegenden Untersuchung darzustellen, darauf fokussieren die Ausführungen zum Forschungsstand in diesem Kapitel.²

Theoretische und methodologische Grundlagen werden in Kapitel 3 erörtert. In der Konzipierung der Untersuchung spielten, wie oben ausgeführt, die Begriffe der Lebenswelt und Lebensweltorientierung bereits als theoretische Grundlage eine zentrale Rolle. Während des Forschungsprozesses kristallisierte sich heraus, dass diesen Begriffen zudem eine methodologische Bedeutung zukommt. Das heißt, es geht nicht nur darum, auf der Grundlage eines bestimmten theoretischen Konzeptes Lebenswelten der wohnungslosen Mädchen und jungen Frauen zu erforschen. Zudem wird in diesem Kapitel ausgeführt, welcher methodologischen Grundlage eine lebensweltorientierte Forschung bedarf. Des Weiteren wird hier die Frage beantwortet, warum in dieser Arbeit phänomenologische Denkweisen mit konstruktivistischen Ansätzen verknüpft werden und in welcher Form dies möglich ist. Diese Frage ist relevant in Bezug auf den Begriff der Erfahrung. Dieser spielt sowohl eine bedeutende Rolle bei den Konzepten von Lebenswelt und Lebensweltorientierung und in der dokumentarischen Methode, die ich für die Analyse des empirischen Materials gewählt habe, als auch in Bezug auf die Positionierung innerhalb der Geschlechterforschung.

Kapitel 4 unter der Überschrift „Methodische Vorgehensweise“ ist im Aufbau am chronologischen Ablauf des Forschungsprozesses orientiert. Hier wird, wie in einer empirischen Arbeit üblich, die Forschungsmethode dieser Untersuchung vorgestellt. Darüber hinaus ist es mir aber auch wichtig, den Forschungsprozess möglichst transparent und anschaulich darzustellen. Transparenz als methodische Kontrolle stellt ein Prinzip qualitativer Forschung dar, um die Ergebnisse für die Lesenden nachvollziehbar und auch kritisierbar und somit

2 Für eine darüber hinausgehende Ausführung des Forschungsstandes im nationalen und internationalen Kontext sei hier auf Ute Marie Metje (2005) verwiesen (vgl. ebd., 29ff.).

kontrollierbar zu machen. Mir geht es aber auch darum, die Erfahrungen im Feld und bei der Interpretation des Materials in diesem Kapitel nicht ergebnisorientiert zu verkürzen zu einem „glatten“ und weitgehend linearen Prozess der Anwendung einer Methode für die Beantwortung einer Forschungsfrage. In diesem Kapitel werden auch die Widersprüche benannt und reflektiert, mit denen ich mich im Laufe des Forschungsprozesses konfrontiert sah, sowie vermeintliche Sackgassen, in die ich geriet. Der Begriff der Konfliktorientierung als methodisches Prinzip meint, dass Konflikte und Widersprüche nicht nur unter dem Fokus ihrer (Auf-)Lösung oder auch Glättung betrachtet werden, sondern vielmehr als Hinweis auf dahinterliegende gesellschaftliche Problemlagen oder konflikthafte Verhältnisse analysiert und benannt werden (vgl. Bitzan 2000, 341). Diese Konfliktorientierung war für mich im Forschungsprozess mit einer Zielgruppe, deren Selbstdarstellungen sich mir als schwer durchschaubar und von Brüchen und Widersprüchen durchzogen zeigten, ein wesentlicher Schlüssel zur Erkenntnisgewinnung. Deshalb erachte ich es als wichtig, dieses Prinzip bereits in der Darstellung eben dieses Forschungsprozesses umzusetzen. In Kapitel 4 werden damit Ergebnisse zu qualitativer Forschung mit Menschen in prekären und belasteten Lebenssituationen ausgeführt, mit Menschen, deren Lebenswelten gemeinhin als fremd gelten und die am „Rande der Gesellschaft“ verortet werden. Die Anschaulichkeit der Ausführungen ist mir auch deshalb wichtig, weil es meines Erachtens noch zu wenig Literatur gibt, die Studierenden und anderen Interessierten eine praxisnahe³ Darstellung qualitativer Forschung bietet.

Der Inhalt der Interviews wird in Kapitel 5 in Form von Fallbeschreibungen vorgestellt. Für die Lesenden wird die jeweilige Gesamtgestalt jedes Falles sichtbar und dadurch werden auch die daraus folgenden fallübergreifenden Ergebnisse der Interpretation nachvollziehbar. Eingeleitet werden diese Fallbeschreibungen mit einer Beschreibung und Reflexion der Interviewsituation sowie einer Zusammenfassung der biografischen Informationen, bevor auf die fallbezogenen Interpretationsergebnisse eingegangen wird. Die fallübergreifenden Ergebnisse dieser Untersuchung werden in Kapitel 6 ausgeführt. Die Erfahrung des Ausschlusses aus gesellschaftlich anerkannten Rängen (auch im sozialen Sinn) ist für die Lebenswelten der wohnungslosen Mädchen und jungen Frauen von konstitutiver Bedeutung. Dies werde ich in Kapitel 6.1 ausführen. Das Thema der Gewalt, mit dem sich Kapitel 6.2 beschäftigt, war in meiner Gliederung zunächst nicht vorgesehen. Dies erscheint auf den ersten Blick kurios, da sich Erfahrungen von Gewalt als Opfer und auch als Täterin von vagen

3 Der Begriff „praxisnah“ bezieht sich hier auf die Praxis wissenschaftlichen Arbeitens bzw. qualitativen Forschens.

Andeutungen bis hin zu deutlichen, detaillierten Erzählungen in sämtlichen Interviews zeigen. Dass ich dennoch erst relativ spät im Prozess des Schreibens dieses Thema aufgegriffen und in die Arbeit integriert habe, sehe ich als Hinweis auf die alltägliche Normalität, die Gewalt in den Lebenswelten der Interviewten einnimmt und die kaum als auffälliger Missstand skandalisiert wird – eine Perspektive, von der ich mich als Forschende, die tief im Material „steckte“, erst wieder reflexiv distanzieren musste. Konstruktionen von Geschlecht, die sich in den Orientierungen der Mädchen und jungen Frauen auf der Straße zeigen, werden in Kapitel 6.3 ausgeführt.

Zum Abschluss der Arbeit werden in Kapitel 7 die Implikationen der vorliegenden Ergebnisse für die Soziale Arbeit in Bezug gesetzt zu pädagogischen und politischen Handlungsmöglichkeiten

Zur besseren Lesbarkeit der zitierten Interviewausschnitte ist eine Erklärung der in der Verschriftlichung der Interviews verwendeten Transkriptionszeichen im Anhang angefügt. Zusätzlich findet sich hier eine Liste der ausgewerteten Interviews mit Name und Alter der Interviewten sowie Ort und Datum des Interviews.

Es bleibt noch die Frage nach einer geschlechtergerechten Sprachregelung. Mein Eindruck ist, dass es in zunehmenden Maße Veröffentlichungen gibt, in denen darauf verwiesen wird, dass aufgrund der besseren Lesbarkeit und des verständlicheren Sprachstils ausschließlich die männlichen Bezeichnungen (also z. B. „der Sozialarbeiter“, „die Mitarbeiter“, „die Wissenschaftler“) verwendet werden, wobei betont wird, dass stets beide Geschlechter gleichermaßen gemeint seien. Ich verfare in dieser Arbeit nicht so, nicht nur aus geschlechterpolitischen Gründen, sondern auch im Sinne einer präzisen Sprache. Im Plural, der sich auf beide Geschlechter bezieht, verwende ich das große „I“, also aus „Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern“ wird „MitarbeiterInnen“. Ebenso verfare ich im Singular, der sich nicht auf eine konkrete Person bezieht. Diese Lösung ist in der offiziellen neuen Rechtschreibregel nicht vorgesehen, stellt jedoch eine in vielen Institutionen, wie Hochschulen und Parteien, angewandte Praxis dar. Ich begreife sie deshalb als innovative Lösung im Dilemma zwischen umständlicher bis unverständlicher Ausdrucksweise und unpräzisen verallgemeinernden Bezeichnungen.

Im Laufe der Forschungsarbeit haben sich gesetzliche Grundlagen für das Beziehen von Sozialgeldern geändert. Seit dem 01.01.2005 wurde im Zuge der Reform der Sozialgesetzgebung als wesentliche Neuerung das Arbeitslosengeld II (gemäß SGB II) eingeführt. Für junge Menschen unter 25 Jahren gelten seit dem 01.07.2006 besondere Bedingungen (vgl. § 7, Abs. 3, Nr. 4 und § 22, Abs. 2a, beide SGB II). Auf Sozialgelder angewiesen, ist es für diese Altersgruppe nur unter besonderen Bedingungen möglich, aus der elterlichen Wohnung aus-

zuziehen. Zu diesen besonderen Bedingungen gehören auch schwerwiegende soziale Gründe, die die/der Betreffende jedoch gegenüber dem Amt nachweisen muss. Junge volljährige Menschen also, die das Elternhaus verlassen (müssen) und nicht die Genehmigung durch die zuständige Behörde beantragen und abwarten, haben in der Folge enorme Schwierigkeiten, finanzielle Leistungen zur Existenzsicherung zu erhalten. Erste Erfahrungen aus der Wohnungslosenhilfe zeigen, dass dies zu einer Verschärfung des Problems der Wohnungslosigkeit junger Menschen führt. Solche Regelungen machen auch deutlich, wie notwendig und aktuell es ist, lebensweltorientiertes pädagogisches und politisches Engagement für diese Zielgruppe in Praxis und Forschung Sozialer Arbeit zu fordern und zu zeigen.

Gegen Ende des Interviews mit ihr fragte ich Nadine (Int. 4), ob es noch etwas gebe, das sie sagen möchte, und sie antwortete wie folgt:

„N: Ich wünsche Ihnen viel Glück und so; [@(2)@

I: Danke schön; [@(.)@

N: und Sie schaffen des bestimmt; (.) und dass es Ihnen Spaß macht und so; (2) das is bestimmt viel Arbeit jetzt gell?

I: [ja.

N: [Für Sie? (2) Aber Sie wollen des ja; dann schaffen Sie des auch.“⁴

Mit dem Ende der Einleitung, die ja bekanntlich am Schluss der Arbeit geschrieben wird, ist es, wie Nadine es vorhergesagt hat, tatsächlich geschafft. Ihr und allen anderen Mädchen und jungen Frauen, denen ich im Forschungsprozess begegnet bin und die ihn durch ihre Zeit und ihre Offenheit wesentlich unterstützt haben, ist diese Arbeit mit herzlichem Dank gewidmet.

4 „N“ steht für Nadine, „I“ für Interviewerin.

2. Wohnungslose Mädchen und junge Frauen – eine Standortbestimmung

Es gibt eine Vielzahl von Begriffen, mit denen versucht wird, das Phänomen wohnungsloser junger Menschen zu erfassen. Sind es Straßenkinder, Jugendliche in besonderen Lebenslagen, AusreißerInnen, sind sie wohnungslos oder nichtsesshaft, führen sie ein „umherschweifendes Leben“ (Kappeler 1995, 42) und leben sie auf der Straße, auch wenn sie bei FreundInnen oder in Notschlafstellen übernachten? Beim Versuch, die sehr heterogenen Lebenslagen und Biografien exakter einzugrenzen, werden die Betroffenen zum Teil auch in verschiedene Typen unterschieden (vgl. Institut für Soziale Arbeit 1996, 30ff.; Adick 1997, 10ff.; Kilb/Heemann 1999, 182ff.). In ihrer Untersuchung über Mädchen und junge Frauen am Hamburger Hauptbahnhof stellt Ute Marie Metje (2005) diese Diskussion um die eindeutige Definition grundlegend in Frage:

„In Anbetracht der genannten Problematik um eine wissenschaftlich exakte und fassbare Eingrenzung des Phänomens, die meiner Ansicht nach entweder zur Konstruktion wird oder aber zur Verhinderung akut nötiger flexibler Hilfen beiträgt, will ich mich gänzlich von den Definitionszwängen verabschieden. Aufgrund meiner Forschungserfahrung und in Erinnerung an einige Tagungen, auf denen es immer wieder um den Versuch ging, die Kinder und Jugendlichen definitorisch einzugrenzen, halte ich es für überflüssig, weiterhin Zeit und Energie darauf zu verschwenden.“ (ebd., 31)

Auch ich stehe Abhandlungen um klare Definitionen kritisch gegenüber, wenn auch nicht so radikal wie Metje. Dieses angestrengte Ringen um Eindeutigkeit und der Wunsch nach einem klaren Verständnis sind eng konnotiert mit den Strukturen der Lebenswelten der Zielgruppe, in denen Nicht-Eindeutigkeit und Widersprüchlichkeit prägend sind und die dadurch schwer zu begreifen und zu durchschauen sind. Meiner Forschungserfahrung nach ist es notwendig, das Streben nach eindeutigen Antworten und einem umfassenden Verständnis zunächst aufzugeben und dieses Aufgeben nicht als Scheitern zu begreifen, sondern als Ausgangspunkt für Erkenntnisse über die Lebenswelten junger wohnungsloser Menschen zu nutzen.

Ich halte es dennoch für notwendig, im Folgenden – eng auf meine Zielgruppe und das Forschungsinteresse begrenzt – verschiedene Begriffe und ihre Bedeutung im Kontext der Diskussionen und Fachdiskurse um meine Zielgruppe, die wohnungslosen Mädchen und jungen Frauen, zu erörtern. In diesen Diskussionen werden soziale Phänomene nicht nur beschrieben, sondern auch konstruiert.⁵ Damit werden gesellschaftlich virulente Kategorien und Bilder konstituiert, die für die Mädchen und Frauen verfügbar und wirkmächtig in ihren Lebenswelten sind. Gleichzeitig komme ich jedoch nicht umhin, meine Zielgruppe und ihre Lebenswelten mit verfügbaren und verständlichen Begriffen zu bezeichnen. Beim Schreiben bin ich oft genug ins Nachdenken darüber gekommen, welche der unscharfen Umschreibungen passend sind und ob ich vielleicht, um mich nicht festzulegen, Anführungszeichen verwenden sollte. Ohne den Anspruch einer wissenschaftlich exakten Festlegung erfüllen zu wollen, werde ich Diskussionen und Fachdiskurse skizzieren und, auch unter Bezug auf die Selbstaussagen der Untersuchungsgruppe, meine Haltung und meinen nicht widerspruchsfreien Standort in dieser Arbeit darlegen.

2.1 Sind es Straßenkinder? Aspekte des Fachdiskurses aus Jugendhilfe und Jugendforschung

Jugendliche, die außerhalb von Familie oder Jugendhilfeeinrichtung ihren Lebensmittelpunkt vorübergehend oder dauerhaft auf der Straße haben, stellen zwar ein aktuelles, aber historisch keineswegs neues gesellschaftliches Phänomen dar und sind auch kein unbekanntes Thema in der Sozialen Arbeit (vgl. Müller 1997, 107f.).

Veröffentlichungen und Forschungsarbeiten der 70er und 80er Jahre beschäftigten sich v. a. mit den Ursachen der Familien- und Heimflucht Jugendlicher (vgl. Jordan/Trauernicht 1981; Elger/Hofmann/Jordan/Trauernicht 1984; Trauernicht 1989) und entwickelten einen neuen umfassenden Deutungsansatz, der enge personenbezogene Erklärungsmuster überwindet und sowohl mikro- als auch makrogesellschaftliche Aspekte berücksichtigt und integriert. Zentral ist dabei die Verknüpfung des sozialisationsbezogenen Ansatzes mit dem soziokulturellen und dem Etikettierungsansatz (vgl. Elger/Hofmann/Jordan/Trauernicht 1984, 5). Aus dieser Perspektive wurden auch geschlechtsdifferenzierende Arbeiten verfasst, die auf die besondere Situation von Mädchen eingingen. Bereits 1980 beforschte Marianne Kieper mit einem sozialisationstheo-

5 Eine ausführliche und anschauliche Analyse hierzu hat unter einer historischen Perspektive Florian Oberhuber 1999 unter dem Titel „Die Erfindung des Obdachlosen“ veröffentlicht.

retischen Ansatz die Lebenswelten „verwahrloster“ Mädchen und bezieht sich mit dem Adjektiv auf eine damals noch gängige Bezeichnung für die Zielgruppe, während sie sich, im Titel symbolisiert durch die Anführungszeichen, gleichzeitig von dieser stigmatisierenden Zuschreibung distanziert (vgl. Kieper 1980). Die 1989 veröffentlichte Dissertation von Gitta Trauernicht unter dem Titel „Ausreißerinnen und Trebegängerinnen“ blieb über viele Jahre die einzige Arbeit, die sich umfassend mit Mädchen und jungen Frauen befasst, die ihr Zuhause verlassen haben, und dabei aus einer feministischen Perspektive mädchen-spezifische Konfliktkonstellationen und deren soziokulturellen Verschärfungszusammenhänge aufdeckt (vgl. Trauernicht 1989). Martina Bodenmüller (2000) analysiert Ende der 90er Jahre die Lebenssituation von Mädchen und jungen Frauen ohne Wohnung am Beispiel Münster, um daraus konkrete Schlussfolgerungen für die Jugendhilfe zu ziehen (vgl. ebd.). Mit dem Titel „Auf der Straße leben“ bezieht sie sich auf die Diskussion um Straßenkinder der 90er Jahre. Die jüngste geschlechtsspezifische Veröffentlichung ist das Ergebnis ethnografischer Forschung von Ute Marie Metje (2005) am Hamburger Hauptbahnhof und in einer nahe gelegenen niedrigschwelligen Einrichtung, die auch auf Mädchen und junge Frauen fokussiert und sehr detailliert den Alltag an diesen Orten aus einem ethnopschoanalytischen Blickwinkel analysiert (vgl. ebd.). Solche umfassenden Untersuchungen gibt es über wohnungslose Jungen nicht. Einen geschlechtsreflektierenden Blick auf diese Zielgruppe findet sich lediglich in Artikeln wie von Michael Langhanky (1994) und Remi Stork (1998).

Die mediale Darstellung und Forschung der 90er Jahre ist geprägt durch den Begriff der „Straßenkinder“⁶ (vgl. Seidel 1994; Britten 1995; Degen 1995; Pfennig 1996; Weber/Retza 1998; Hansbauer 1998). In den Medien⁷ und einigen Buchveröffentlichungen (vgl. Seidel 1994; Britten 1995) wurde durch Reportagen, die an skandalisierbaren Einzelfällen aufgezogen wurden, die öffentliche Debatte um Kinder und Jugendliche auf der Straße wiederbelebt (vgl. Hansbauer 1998, 28). Das Phänomen „Straßenkinder“ wurde vorgeführt als Symptom des allmählichen Zerfalls des Sozialgefüges und der negativen Folgen der Individualisierung, von Bindungslosigkeit und gesellschaftlichem Wertezwerg (vgl. ebd.).

6 Der Frage, ob sich hinter den veränderten Begriffen auch qualitativ unterschiedliche Phänomene verbergen, gehen Peter Hansbauer, Hanna Permien und Gabriele Zink (1997) in ihrem Artikel „Gestern ‚TrebegängerInnen‘ – heute ‚Straßenkinder‘? Gemeinsamkeiten und Unterschiede“ nach (vgl. ebd.).

7 Als ein Beispiel sei hier angeführt: Der Spiegel 15/1993: „Notausgang für kaputte Seelen“.

„Die Existenz der innerstädtischen Bahnhof- und Cityszenen bildet also einen sozialen Tatbestand, der sich aufgrund seines kumulativen Charakters und seiner deutlichen Sichtbarkeit in besonderer Weise zur Skandalisierung und Mobilisierung von Interessen eignet.“ (ebd., 15)

Wissenschaftliche Untersuchungen diskutierten seit Mitte der 90er Jahre⁸ in der Folge sehr viel differenzierter und sachlicher, mit welchen Konzepten und mit welcher Zielsetzung die Jugendhilfe darauf reagieren soll, dass sich eine nicht unerhebliche Zahl von Jugendlichen weitestgehend außerhalb eines pädagogischen Zugriffs bewegt⁹ (vgl. Pfennig 1996; Hansbauer 1998; Permien/Zink 1998; Kilb/Heemann 1999; Bodenmüller 2000; Bodenmüller/Piepel 2003; Thomas 2005). Die AutorInnen dieser Veröffentlichungen äußern sich in der Regel in Abgrenzung zur medialen Inszenierung kritisch zum Begriff des Straßenkinds. Zunächst wird kritisiert, dass der Begriff eine sehr viel jüngere Altersspanne der Betroffenen impliziert, als dies praxisnahe Statistiken ausweisen, nämlich die der Kindheit. Die meisten der Minderjährigen auf der Straße sind 14 Jahre und älter und also Jugendliche (vgl. Hansbauer 1998, 30). Damit wird einer Skandalisierung Vorschub geleistet, indem die Kindheit, die weitgehend im (vermeintlich) geschützten privaten Raum unter pädagogischer Obhut stattfinden soll, in der öffentlichen Sphäre verortet wird.

Die Bezeichnung „Straßenkinder“ wurde ursprünglich mit einem sozialen Phänomen in den so genannten Entwicklungsländern, vor allem Lateinamerika, in Verbindung gebracht. In der Folge wurde diskutiert, inwieweit das unter den Begriff „Straßenkinder“ gefasste Phänomen in Deutschland vergleichbar sei mit den sozialen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen dieser Länder (vgl. Lutz 1999, 58f.). Während der Vergleich den plakativen Bedürfnissen der Massenmedien entgegenkam (vgl. Stickelmann 1999, 84), wird die Übertragbarkeit seitens der Forschung in Frage gestellt (vgl. u. a. Hansbauer 1998, 28; Thomas 2005, 24). Manfred Liebel (2000) weist zudem darauf hin, dass „Straßenkinder“ ein Begriff ist, der in der westlichen Rezeption eines Phänomens in Lateinamerika und Afrika eingeführt wurde und der eine eurozentristische Konstruktion von Kindheit im Allgemeinen und Straßenkindern im Besonderen transportiert (vgl. ebd., 131). Diese Konstruktion rekurriert unter anderem auf die westeuropäische Vorstellung einer Trennung von öffentlichem und privatem Raum und den damit verbundenen Nutzungsvorgaben. Zudem kritisiert Liebel,

8 Auffällig ist, dass die Zahl der Veröffentlichungen seit Beginn dieses Jahrhunderts deutlich abgenommen hat, vor allem im Vergleich zu den 90er Jahren.

9 Eine verlässliche quantitative Einschätzung erweist sich dabei als äußerst schwierig. Praxisnahe Hochrechnungen gehen von einer Größenordnung von ca. 7000 Kindern und Jugendlichen auf der Straße aus (vgl. Hansbauer 1998, 34ff.; Bodenmüller 2000, 21f.; Pfennig 1996, 10ff.).

das mit dem Begriff „Straßenkinder“ gezeichnete Bild leiste einer Opferperspektive Vorschub und schreibe die Kinder und Jugendlichen auf einen Zustand fest (vgl. ebd., 133). Martina Bodenmüller (2002) betont auf der Grundlage ihrer mit Georg Piepel durchgeführten Langzeitstudie, dass das Leben auf der Straße „eher ein heterogenes, durchbrochenes Phänomen ist, mehr eine Lebensphase als ein Dauerzustand“ (ebd., 27). Bezeichnungen wie „die Straßenkinder“ hingegen „täuschen eine Kontinuität vor, die Wohnungslosigkeit als Charaktereigenschaft oder Persönlichkeitsmerkmal erscheinen lässt“ (ebd.). Zudem bezeichnen die Gemeinten sich selbst nicht als Straßenkinder (vgl. Liebel 2000, 132f.). Auch ich habe in meinen Interviews festgestellt, dass der Begriff „Straßenkinder“ so gut wie gar nicht fällt, weder in Aussagen meiner Gesprächspartnerinnen über sich selbst, noch in ihrer Beschreibung der Straßenszenen.

Permien und Zink (1998) haben in ihrer Forschungsarbeit den Begriff der Straßenkarrieren eingeführt, der jenseits etikettierender Zuschreibungen auf die Dynamik von Lebensverläufen verweist und Ausdruck eines prozessorientierten Denkens ist (vgl. ebd., 24). Mit der zunächst umständlich erscheinenden Formulierung „Jugendliche in besonderen Lebenslagen“ sind Lutz und Stickelmann (1999) bemüht, „eine differenzierte professionelle Wahrnehmung der Problemlage dieser Jugendlichen zu fördern“ (ebd., 7), wobei sie jene Jugendlichen meinen, für die die Straße zum Lebensmittelpunkt geworden ist (vgl. ebd.).

Grundsätzlich ist zu beobachten, dass in wissenschaftlichen und praxisnahen Veröffentlichungen wie auch in Konzepten sozialpädagogischer Einrichtungen vom Straßenkinderbegriff weitgehend Abstand genommen wird, während die „Straße“ als räumliche Metapher präsent und gebräuchlich ist. Es gibt kaum eine Veröffentlichung, in der die Straße nicht bereits im Titel oder Untertitel genannt wird (vgl. z. B. Retza/Weber 2001; Bodenmüller 2000; Hansbauer 1998; Permien/Zink 1998; Thomas 2005).

2.2 Zwischen „Straßenkindern“ und „Pennern“ – Wohnungslose Jugendliche und junge Erwachsene

„Wir sind ja keine Straßenkinder mehr, wir sind ja alle schon 18“, stellt sich eine der Interviewten namens Katrin (Int. 9) mir gegenüber dar und greift damit eine für die Beschreibung der Zielgruppe dieser Arbeit und der damit verbundenen Diskurse wichtige Trennlinie auf.

Während in Jugendhilfe und -forschung, wie oben erörtert, die Begriffe AusreißerInnen und Straßenkinder verwendet werden, spricht man im Hilfesystem für die erwachsenen Menschen auf der Straße von Wohnungslosen, Obdachlosen und Nichtsesshaften. Ob eine 19-Jährige mit Lebensmittelpunkt Stra-

ße als Straßenkind oder wohnungslose Frau bezeichnet wird, hängt in der Praxis vor allem davon ab, mit welchen sozialen Einrichtungen sie in Kontakt ist und in der Forschung davon, auf welchen Fachdiskurs sich die AutorInnen beziehen. Die erwachsenen jungen Frauen sehen sich nach meinen Kenntnissen selbst weder als Straßenkinder, noch fühlen sie sich unter den „Pennern“ zugehörig.

Veröffentlichungen über Jugendliche auf der Straße beziehen vorbehaltlos auch junge Erwachsene ein (vgl. Thomas 2005, 25), was vor allem darin begründet liegt, dass das Kinder- und Jugendhilfegesetz (SGB VIII) die Zuständigkeit der Jugendhilfe für Volljährige unter bestimmten Voraussetzungen festlegt. Die Leistungen des § 41 SGB VIII (Hilfe für junge Volljährige)¹⁰ sind bei Überschneidungen der Zuständigkeiten sogar vorrangig vor Hilfe nach den §§ 67–69 SGB XII (Hilfe zur Überwindung besonderer sozialer Schwierigkeiten), die wiederum ausschließlich für Volljährige anwendbar sind.

Unter dem Begriff der Wohnungslosigkeit¹¹ wird in Wissenschaft und Praxis von Sozialer Arbeit das Phänomen von volljährigen Menschen, die ohne festen Wohnsitz leben, verhandelt. Hier ist die Veränderung zu beobachten, dass sich dieser Diskurs in letzter Zeit zunehmend auch den jungen erwachsenen Männern und Frauen auf der Straße öffnet (vgl. Schroll-Decker/Kraus 2000; Wallner 2005 und Velmerig 2005), jedoch unter expliziter Ausblendung der unter 18-jährigen Betroffenen. Stefan Thomas (2005) weist auf die Notwendigkeit hin, die Lebenssituation der jungen Volljährigen eigenständig zu behandeln (vgl. ebd., 25). Die Fachzeitung „wohnungslos“ widmete den wohnungslosen jungen Erwachsenen 2005 ein eigenes Schwerpunktheft (vgl. wohnungslos 3/2005), die BAG Wohnungslosenhilfe veranstaltete unter dem Titel „Bauchfrei, hip, wohnungslos“ im selben Jahr eine Tagung über junge volljährige Frauen. Meines Erachtens ist es zwar wichtig, auf bislang wenig beachtete Problem-

10 In Zeiten enger finanzieller Spielräume in den öffentlichen Kassen wird es zunehmend schwieriger, Leistungen nach § 41 SGB VIII zu erhalten, wie auf Tagungen von Fachleuten aus unterschiedlichen deutschen Städten berichtet wird. Es entsteht nicht selten eine unangemessen und unerträglich lange Wartezeit für die Betroffenen, bis der Streit zwischen Jugendhilfe- und Sozialhilfeträgern um ihre Zuständigkeiten entschieden ist (vgl. auch Wallner 2005, 97f.).

11 Der Begriff der Wohnungslosigkeit und, analog dazu, der Wohnungslosenhilfe, wurde erst Ende der 1980er Jahre im Fachdiskurs durchgesetzt. In der Geschichte der Sozialen Arbeit wurde aus der Wandererfürsorge die Gefährdetenhilfe, später wurde unterschieden in Obdachlose und Nichtsesshafte, schließlich ist die Rede von Wohnungslosen. Zur kritischen Reflexion dieser (Diskurs-)Geschichte vgl. Eberhard von Treuberg (1990) und Heinrich Holtmannspötter (1996). Holtmannspötter weist darauf hin, dass „die Begriffe ‚Obdachlosigkeit‘, ‚Wohnungslosigkeit‘, (...), ‚Nichtsesshaftigkeit‘ usw. Bezeichnungen sind, die von Hilfe- oder anderen Interventionssystemen oder deren Experten vergeben wurden und die sich nicht ‚selbstredend‘ erklären, sondern nur in Verbindung mit ihren spezifischen Definitionen. Dieser banale Hinweis (...) zeigt, daß die Begriffe weniger objektive, fest begrenzte Probleme zu erkennen geben als vielmehr das Verhältnis, das die genannten Systeme zu dem Gegenstand ihrer Arbeit einnehmen“ (ebd., 17).

lagen hinzuweisen. Kritisch betrachte ich jedoch die Tendenz, im Zuge dessen eine neue Zielgruppe mit spezifischen Bedürfnissen zu konstruieren, für die wiederum spezifische Hilfen entwickelt werden müssen.

Auffällig ist in den Veröffentlichungen der beiden Fachdiskurse, dass sie sich nicht aufeinander beziehen, auch wenn es um die gemeinsame Zielgruppe der jungen Erwachsenen auf der Straße geht. Es scheint, als handle es sich trotz gemeinsamer Problemlagen und Altersgruppe um zwei verschiedene Personengruppen, die Jugendforschung und -hilfe einerseits und Forschung und Praxis der Wohnungslosenhilfe andererseits im Blick haben. Die Ergebnisse meiner Interviews stützen diese Annahme nicht, gegen die sich auch die zunehmende Kritik von PraktikerInnen der Sozialen Arbeit richtet, die mühevoll versuchen, mit sehr pragmatischen Zielsetzungen einen Dialog zwischen den Hilfesystemen zu initiieren (vgl. Wallner 2005, 97).

Ich bezeichne die Lebenslage der interviewten Mädchen und jungen Frauen unabhängig vom Alter als wohnungslos. Helmut Schröder (2005) definiert in Übereinstimmung mit der BAG Wohnungslosenhilfe, dass wohnungslos ist, wer nicht über einen mietvertraglich abgesicherten Wohnraum (oder Wohneigentum) verfügt (vgl. ebd., 4). Damit schließt diese Definition nicht nur Menschen ein, die im öffentlichen Raum übernachten, sondern auch solche, die beispielsweise bei Freunden oder in Notunterkünften untergekommen sind. Die Lebenslage der Mädchen und Frauen als wohnungslos im Sinne dieser Definition zu benennen, schließt sich damit eng an das Verständnis der Interviewten selbst an, wenn sie davon sprechen, „auf der Straße“ oder „ganz draußen“ zu sein. Der Verlust des eigenen privaten Rückzugsraumes bedeutet in ihrer Lebenswelt fast durchgehend den Beginn des Lebens auf der Straße, auch wenn sie sich bereits vorher viel in den entsprechenden Straßenszenen aufgehalten haben.

Juristisch gesehen können Minderjährige nicht als wohnungslos bezeichnet werden, da sie nicht über eigenen vertraglich abgesicherten Wohnraum verfügen können. Grundsätzlich teilt ein minderjähriges Kind nach § 11 BGB den Wohnsitz der Eltern. Bis zur Volljährigkeit liegt das Aufenthaltsbestimmungsrecht als Teil des Personensorgerechts (§ 1631 BGB) nicht bei den Betroffenen selbst, sondern bei den Sorgeberechtigten, in der Regel also den Eltern. In Statistiken zu Wohnungslosigkeit tauchen Minderjährige deshalb auch nur auf, wenn sie gemeinsam in einem Haushalt mit ihren Eltern obdachlos geworden sind.

Ich benutze den Begriff „wohnungslos“ trotzdem altersübergreifend, weil er die faktische Lebenslage der Mädchen und Frauen als verbindendes Merkmal treffend benennt (vgl. Bodenmüller 2000, 12ff.).¹² Zudem ist er geeignet, einen

12 Inge Bozenhardt und Inge Lindenthal (2002) sprechen in ihrer Studie von der Wohnungsnot junger Menschen und wenden ebenfalls einen Begriff aus der Wohnungslosenhilfe auf Minderjährige an.

(symbolischen) Bogen zu schlagen zwischen den Fachdiskursen, um eine Diskussion und eine Haltung voranzubringen, die weniger starr an der Wirkmächtigkeit der rechtlichen Grundlagen des Hilfesystems und der Konstruktion klar begrenzter Zielgruppen festhalten, sondern ein bewegliches lebenswelt- und problemorientiertes Verständnis entwickeln.

2.3 Überall und nirgendwo – Straße als räumliche und soziale Metapher

„Diese Straße wurde für Autos gebaut. Warum sollte jemand darauf leben?“ Diese Sätze zieren als Teil einer Öffentlichkeitskampagne die Dienstwagen einer Einrichtung der Wohnungslosenhilfe (vgl. Soziale Hilfe aktuell 2006). Bei dem Versuch darauf hinzuweisen, dass die Straße kein angemessener Lebensmittelpunkt für Menschen sein kann, setzen die Autoren die Straße als Verkehrsweg mit der metaphorischen Bedeutung von Straße als öffentlichem Raum gleich. Dabei nimmt niemand an, dass der Verkehrsweg, über den das eigene Auto rollt, anderen Personen als Schlafplatz dient. Vielmehr werden mit „auf der Straße leben“ öffentliche Plätze assoziiert. Unter Brücken oder auf Parkbänken stellt man sich die Aufenthaltsorte Wohnungsloser vor. Tatsächlich umfasst der Begriff „Straße“ so unterschiedliche Orte wie Bahnhof, Park, Innenstadt, Abbruchhäuser, Unterschlupf bei FreundInnen und Bekannten, Tiefgaragen, Notunterkünfte und anderes.

Die räumliche Metapher „Straße“ ist nicht nur in der Alltagssprache gebräuchlich, sondern sie findet sich auch, wie oben bereits ausgeführt, im Fachdiskurs Sozialer Arbeit zur Festschreibung und Konstruktion eines Phänomens und einer Zielgruppe. Obwohl der Begriff Straße bei der Benennung der Lebensräume der Menschen, die dort ihren Lebensmittelpunkt haben sollen, äußerst ungenau bleibt, scheint es einen Konsens darüber zu geben, was gemeint ist, wenn vom Zufluchts-, Erfahrungs- oder gefährdenden Ort Straße die Rede ist. Die Qualität der räumlichen Umschreibung „Straße“ liegt nicht in der exakten Benennung der Lebensräume wohnungsloser Menschen, sondern gerade darin, dass sie so unkonkret bleibt. Denn es geht nicht um die positive Benennung von Aufenthalts- und Wohnorten, sondern darum, was dieser räumliche Begriff ausschließt. Auf der Straße zu leben bedeutet, nicht über eigenen Wohnraum und privaten Rückzugsraum zu verfügen und damit darauf angewiesen zu sein, als privat definierte Bedürfnisse und Lebensbereiche im öffentlichen Raum zu leben.

Die Straße als Lebensort bezeichnet jedoch nicht nur eine Abweichung von der gesellschaftlichen Norm des Wohnens und des Gebotes der Sesshaftigkeit

(vgl. Kappeler 1995, 43). Auf der Straße zu leben gilt auch als Zeichen sozialer Randständigkeit.

„Auf der Straße leben – dies scheint den Beweis zu liefern für den vor aller Augen sichtbaren, öffentlich gewordenen Abstieg, dessen Beschämung noch durch die Ohnmacht gesteigert wird, nicht einmal mehr an der Sichtbarkeit etwas ändern zu können. In diesen Kontext gehören alle Abwertungen – besonders auch von Frauen und Mädchen –, wie sie mit dem Begriff ‚Gosse‘ gemeint sind: ‚Gossensprache‘ sprechen, ‚in der Gosse landen‘ und ähnliches.“ (Treptow 2000, 572)

Auf der Straße zu „landen“ gilt als (zumindest vorläufige) Endstation dieses Abstiegs, wobei soziale Zugehörigkeit fragwürdig und gesellschaftliche Anerkennung weitgehend entzogen wird.

Im pädagogischen Topos zeigt sich eine ambivalente Bewertung der Straße als sozialem Ort (vgl. Zinnecker 1997, 100), die sich auch in der Literatur um wohnungslose Jugendliche und junge Erwachsene spiegelt. Jugendliche, und dabei vor allem die Minderjährigen, deren Lebensmittelpunkt die Straße ist, entziehen sich weitgehend den gesellschaftlichen pädagogischen Institutionen und/oder werden von ihnen ausgegrenzt. Der Blick auf die Straße ist von Seiten der Pädagogik vielfach von Misstrauen geprägt. Die Straße, so Ronald Lutz (1999), wird als „befremdliches Areal“ angesehen (ebd., 71). Die Existenz wohnungsloser Jugendlicher stört die herrschende Vorstellung von Kindheit und Jugend als geschütztem (Zeit-)Raum.

Während sich ein Großteil der Forschung der 90er Jahre interventionsbezogen auf die Frage konzentriert, wie die Jugendhilfe konzeptionell und strukturell auf das Phänomen der „Straßenkinder“ reagieren sollte, eröffnen vereinzelte Veröffentlichungen eine Diskussion über die Ziele pädagogischer Intervention und die ihnen zugrunde liegenden Vorstellungen von Normalität und Integration (vgl. u. a. Müller 1997; Lutz 1999; Kappeler 1995). Sie kritisieren, dass Prinzipien wie Lebensweltbezug und akzeptierender Ansatz in Jugendhilfe und -forschung dafür instrumentalisiert werden, wenig reflektierte Normalisierungs- und Integrationsbemühungen zum Erfolg zu führen. Kappeler plädiert dafür, „Lebensräume für das Umherschweifende Leben zu eröffnen“ (Kappeler 1995, 53) und die aktuelle Lebenssituation der Betroffenen nicht von vorneherein als eine zu beendende Notlage zu bewerten (vgl. Kappeler 1999, 380). Solcher Kritik setzt Peter Hansbauer (1998) entgegen, die Autoren unterschätzten das Gefährdungspotential des Lebens auf der Straße (vgl. ebd., 10) und Peter Jogschies (1995) konstatiert: „Kein Kind lebt freiwillig auf der Straße“ (ebd., 224). Auch hier wird meines Erachtens mehr das Ringen um einen eindeutigen Standpunkt in Bezug auf eine fremde Lebenswelt offenbar als zwei sich ausschließende Analysen und Meinungen.

Die Straße ist ein Ort der extremen Gefährdung und drohenden Verelendung. Gleichzeitig ist zu beachten, dass Jugendliche in vermeintlich geschützten privaten Räumen vielfach Gewalt und Vernachlässigung ausgesetzt sind. Die Straße ist Lern- und Erfahrungsort, in dem die Jugendlichen und jungen Erwachsenen die Freiheit haben, selbstbestimmt und eigen-sinnig über Raum, Zeit und soziale Kontakte zu verfügen. Die Straße ist aber gleichzeitig auch ein Lebensort, in dem das kräftezehrende Bemühen um das alltägliche Überleben Möglichkeiten für ein besseres Leben verhindert.

Ich erachte es nicht als sinnvoll, diese widersprüchlichen Aussagen zu einem kohärenten Bild von „Straße“ zu glätten, sie sind vielmehr, wie oben bereits benannt, markant für die Lebenswelt Straße.

2.4 Mädchen und Frauen als Sonderfall? Wohnungslosigkeit und Geschlecht

Die Diskussion über Jugendliche auf der Straße wird bislang weitgehend geschlechtsabstrahierend geführt (vgl. z. B. Degen 1995; Pfnig 1996; Hansbauer 1998; Permien/Zink 1998; Thomas 2005). Geschlechtsdifferenzierende Betrachtungen werden meistens in gesonderten Kapiteln oder im Anhang (vgl. z. B. Stork 1998, 315ff.; Lutz 1999, 55; Permien/Zink 1998, 205ff.) additiv abgehandelt. So konstatieren Monika Weber, Anke Tebbens und Andrea Reckfort (1999), dass sowohl in Diskursen der Öffentlichkeit als auch der Forschung und der pädagogischen Praxis die Kategorie Geschlecht weitgehend ausgeblendet wurde (vgl. ebd., 246). Aktuellere Ausnahmen stellen die Untersuchung von Martina Bodenmüller (2000) dar, die anhand von vier lebensgeschichtlichen Interviews die Mädchen explizit in den Mittelpunkt stellt (vgl. ebd.), sowie die ethnografische Forschungsarbeit von Ute Marie Metje (2005) über Mädchen und junge Frauen am Hamburger Hauptbahnhof (vgl. ebd.).

Im Rahmen der Wohnungslosenhilfe gibt es seit Ende der 80er Jahre eine Reihe von meist praxisorientierten Veröffentlichungen, die sich mit der Lebenssituation wohnungsloser Frauen beschäftigen (vgl. im Besonderen Rosenke/Schröder 2006; Geiger/Steinert 1991; Enders-Drägässer u. a. 2000; Enders-Drägässer 2006; Helfferich u. a. 2000). Ute Enders-Drägässer und Brigitte Sellach (2000) konstatieren in diesem Zusammenhang: „In der Fachdiskussion wird kaum noch in Frage gestellt, dass wohnungslose Frauen eine eigenständige Zielgruppe für die Wohnungslosenhilfe sind.“ (ebd., 82) Die Definition einer eigenständigen Zielgruppe „Frauen“ innerhalb der Wohnungslosenhilfe wird legitimiert durch die Diskriminierung, die Frauen aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit erfahren, und dem daraus resultierenden besonderen Unterstüt-